

RICHARD L. CARY VORLESUNG

**BERUFUNG  
UND SENDUNG**

VON

E. A. OTTO PEETZ

---

Leonhard Friedrich, Verlagsbuchhandlung, Bad Pyrmont

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany  
Copyright 1954 by Leonhard Friedrich  
Verlagsbuchhandlung, Bad Pyrmont.  
Satz und Druck: C. Brügel & Sohn, Ansbach.

## Vorwort

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und genoß die Ausbildung eines Bergwerksingenieurs. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends' Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der „Baltimore Sun“. Als Verfasser der Leitartikels dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder nahezubringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, daß die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, daß der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer in Berlin berufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er, über seine Kräfte hinaus, in zahllosen Vorträgen versuchte,

die aufsteigende Welle der Entfremdung Deutschland gegenüber zu bekämpfen. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, daß ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis von Richard L. Cary haben seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt ist, in jedem Jahre während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundlage des Quäkertums ergeben.

Die erste dieser Vorlesungen ist am 1. August 1936 in Bad Pyrmont von Hans Albrecht gehalten worden. Ihr Thema lautete: „Urchristentum, Quäkertum und wir“.

1947: D. Emil Fuchs: „Die Botschaft der Bibel.“

1949: Margarete Geyer: „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel.“

1950: Otto Frick: „Die Kraftquellen unseres Lebens.“

1951: Manfred Pollatz: „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit.“

1952: Cornelius Krusé: „Rufus M. Jones und sein Werk.“

1953: Willy Wohlrabe, „Die göttlichen Kreise.“

Zum allgemeinen Thema der aufbauenden Kräfte im persönlichen wie im gemeinschaftlichen Leben wollen die folgenden Ausführungen nur einen bestimmt umgrenzten Beitrag liefern. Wir wollen uns fragen: Wie geraten wir als Gruppe unter den besonderen Anspruch von einer solchen Aufgabe her? Wie sind wir für den geforderten Dienst ausgerüstet und ausgerichtet? Welcher Art sind die Aufgaben, die sich uns stellen? Welchen Beitrag können wir zu ihrer Lösung liefern? Mit anderen Worten: Wir wollen in der Besinnung miteinander Klarheit darüber suchen, was uns so miteinander verbindet, daß wir uns gemeinsam einer Situation gegenüberstellen und auf sie in aufbauendem Sinne einwirken können.

Wir sind heute hier von einer Bewegung zusammengeführt, die auf das Erlebnis von George Fox zurückgeht, ohne welches er für uns so belanglos wäre, daß wir nicht einmal seinen Namen wüßten. Was ist es, das in das Leben eines sonst unbedeutenden Menschen so einschlug, daß es auch uns noch bewegen kann, daß es uns zueinander führt, daß es uns unter den Anspruch einer für uns alle geltenden Aufgabe stellen kann?

Befragen wir George Fox selbst, so wird er uns zunächst sagen, daß diese Kraft jedenfalls nicht seine eigene war. Wo seine Geschichte anfängt, für uns bedeutsam zu werden, finden wir ihn auf dem Nullpunkt seiner eigenen Existenz, am Ende seiner eigenen Möglichkeiten. Er ist von der tiefen Unruhe seiner Zeit von seinen Verankerungen losgerissen, ist lange suchend umhergewandert, und hat nun nichts, das ihm äußerlich helfen könnte, und kann nicht sagen, was zu tun sei. In dem Dunkel, wo alles Tun seinen Sinn für ihn verloren hat, in der Einsamkeit, wo kein Mensch ihm helfen kann, spricht ihn Einer an und verweist ihn auf Christus, der zu seinem Zustand sprechen kann. George Fox entdeckt nicht ein neues Ideal, ein ethisches Prinzip oder eine Lehre, für die sich von neuem leben ließe – er begegnet jemand und wird angesprochen.

Für die Zielrichtung der Anrede gebraucht George Fox einen Ausdruck, der für uns einen ganz zeitgemäßen Klang hat. Christus

spricht zu seinem Zustand. Das will doch wohl sagen, daß George Fox sich erkannt und angededet weiß, als der, der er wirklich ist, an dem Ort, wo er gerade dann steht, und wo kein anderer stehen kann, an dem Ort, zu dem ihn sein ganzes bisheriges Leben geführt hat. Indem er gerade dort angesprochen wird, erkennt er sich in der Gegenwart des ihn Anredenden als der, der er ist, und sieht sich in dieser äußersten Einsamkeit in seiner letzten Beziehung zu Gott. Der, der ihn angerufen hat, ist ja Christus, der wie kein anderer sein eigenes Leben von Gott her und zu Gott hin gelebt hat, in dessen Leben Gottes Natur und Gottes Wille sich in einzigartiger Klarheit und Kraft im menschlichen Bereich wirksam gezeigt hatten. Das Wort, mit dem George Fox angededet wird, teilt ihm von dieser Kraft mit. Das macht sein Herz vor Freuden springen. Fortan weiß George Fox, was zu tun ist, und die Geschichte dieses Tuns füllt den Rest seines Lebens aus. Dies ist der Anstoß, durch welchen das Schicksal von George Fox die Schicksale anderer Menschen in Bewegung gesetzt hat. Die Bewegung war stark genug, um auch in drei Jahrhunderten noch nicht zu verklingen.

Noch eines müssen wir beachten, um der Erfahrung von George Fox gerecht zu werden. Seine Begegnung mit Christus findet statt in der Einsamkeit, in einem Augenblick völliger Ausgeschlossenheit von den Formen organisierter Christenheit. Das organisierte Christentum hat ihm gewiß durch die Bibel seine Kenntnis von Christus vermittelt, aber der Funke, der diese lebendig macht, springt erst in jener Begegnung über, die George Fox eigenstes Erlebnis in der Einsamkeit ist. Dieses Erlebnis ist aber für George Fox ganz unzweifelhaft eine Begegnung. Er steht einem Andern, einem Du gegenüber – er ist nicht einfach mit sich selbst allein, und George Fox tritt aus dieser Einsamkeit in ein Gehorsams- und Treue-Verhältnis, das seinem ganzen Leben eine Richtung weist.

Wenn George Fox' Erlebnis Kräfte auslösen konnte, die wir jetzt und hier spüren, dann müssen in seiner Erfahrung Erkenntnisse liegen, die auch für uns Geltung haben. Wissen auch wir etwas, von der Armut und Einsamkeit, die George Fox schmecken mußte? Wer seines Lebens selbst völlig mächtig ist, braucht niemanden und nichts über sich, braucht kein Suchen, keinen

Glauben, der ihn über sich selbst hinauswies. Je weiter er aber zum Ende seiner eigenen Möglichkeiten getrieben wird, je mehr er von sich selbst entleert und befreit wird, desto tiefer wird er in die Bereitschaft für Gott geführt, desto näher wird er der Begegnung sein. Gewiß wird man sagen dürfen, daß die Kraft und Größe, die sich in George Fox später offenbaren, im Verhältnis zu seiner früheren Leere und Armut stehen müssen. Wir mögen nicht in einem Augenblick zu solcher Leere oder zu solcher Erfüllung wie George Fox gelangen, aber wir dürfen bitten und vertrauen, daß wir je nach unserem Maße immer tiefer dahinein geführt werden. Die Erschütterungen unserer Zeit geben uns vielleicht Gelegenheiten, die nicht jeder Zeit seit den Tagen von George Fox so offen standen. Lassen wir uns führen, dann könnten sich gerade durch diese Erschütterungen neue Möglichkeiten der Erkenntnis Gottes und seines Wirkens auftun.

Aber wenn wir so an das Ende unserer eigenen Möglichkeiten, in das Bewußtsein unserer Armut und Leere getrieben werden, dann tut uns doch die Begegnung not mit jemand, der uns nun mit Kraft füllen kann. Die tiefsten, innerlichsten Bindungen in unserer Existenz, aus denen wir Kraft und Sinngebung schöpfen können, sind persönlicher Art, gehen von einem Ich zu einem Du. So hat Christus sein Leben gelebt, und vielleicht hat kein Evangelium das so klar gesagt wie das vierte. Auch die Quäker haben ihren Glauben immer als persönliche Bindung ausgelebt, als Gehorsams- und Treue-Verhältnis zu jemand, den man auch lieben kann.

Vielen unserer Mitmenschen ist das Persönliche als Mittelpunkt ihres Glaubens verlorengegangen – an die Stelle Gottes ist eine dunkle Leere oder das Spiel reinen Zufalls getreten. Für andere steht da ein Gefüge von Natur- und Geschichtsgesetzen oder -tendenzen. Wir antworten auf ihre Not nicht mit einer dogmatischen Formel. Soweit wir ein Wissen haben, das uns unsere eigene Erfahrung verbürgt, müssen wir es mit ihnen zu teilen suchen. Vor allem müssen wir es in unserem eigenen Leben so zur Wirklichkeit werden lassen, daß es auch für andere erfahrbar werden kann.

Freilich auch dann, wenn wir das Persönliche in dieser Begegnung festhalten, oder wieder entdecken können, bleibt noch

ein Geheimnis, an dem wir nicht unachtsam vorbeigehen dürfen. Es stellt uns in eine Spannung, die uns gelegentlich Mühe machen kann, die wir aber erdulden müssen, wenn das Spiel unserer Glaubenskräfte lebendig bleiben soll.

In der Begegnung mit Christus spricht uns einer an, der einmal in all den Bedingtheiten von Raum und Zeit gelebt hat, die unser Leben einschließen und überall durchwirken. Verlieren wir die menschliche Geschichte Jesu, dann scheint Gott dem Raum des Menschlichen fernzurücken. Aber nun kann Christus aus seiner ewigen Wesenheit auch heute noch zu uns sprechen, wie er zu George Fox und zu so vielen vorher und nachher gesprochen hat – sonst wäre er eine Gestalt der Vergangenheit und könnte nichts sagen, das für unseren Zustand von Belang wäre. So muß unser Glaube vor der Gestalt Christi zwischen dem Geschichtlichen und dem Ewigen in ihm immer in lebendiger Schwingung bleiben. Praktisch gesprochen, schließt das zumindest zwei Folgerungen in sich:

Es wird uns stets und immer wieder nottun, uns mit der Geschichte Jesu als eines gelebten Lebens tiefer und inniger vertraut zu machen. Aber indem wir es tun, müssen wir unseren eigenen Zugang zu ihm finden, muß jeder Einzelne für sich erlauschen, was Christus gerade ihm zu sagen hat.

Auf jeden Fall gehört zu den Kraftquellen, die das Quäkertum erschließen und mitteilen muß, als tiefste und erste die Begegnung mit Christus.

Aber die geschieht nur dann, wenn ich da angesprochen werde, wo ich bin, so daß ich mich erkenne und erkannt weiß als der, der ich bin. Nur so weiß ich, daß Gottes Zuspruch sich in der Tat an mich richtet, und daß ich selber antworten muß. Auch hier stoßen wir auf eine Spannung, aus der wir nicht herausfallen dürfen. Es handelt sich bei unserem Suchen nicht darum, jemanden kopieren zu wollen.

Ich kann weder George Fox noch Paulus oder Johannes in ihrer Glaubenshaltung imitieren. Ich kann mit ihnen gemeinsam haben, daß Christus uns begegnet ist, uns angesprochen hat – wir mögen alle auf einer Linie der Beziehung zu ihm stehen, aber auf dieser Linie stehen wir jeder an seinem Ort. Daraus ergibt sich, daß all unsere Treue zum Grunderlebnis und zur Grund-



haltung des Quäkertums uns nicht der Pflicht entledigt, sie von unserem eigenen Ort aus immer wieder zu erneuern und zu ergänzen. Trennen wir uns von der uns alle verbindenden Linie der gemeinsamen Ausrichtung, dann verlieren wir die tragende Kraft der Gemeinsamkeit. Verlieren wir das Bewußtsein unseres persönlichen Standortes, auf dem wir immer wieder angeredet werden sollen, dann wird unsere Haltung, unser Gehorsam unpersönlich.

Daraus folgt aber auch, daß wir so auf den andern blicken müssen. Während wir uns freuen, mit ihm auf gemeinsamer Linie, in ähnlicher Ausrichtung zu stehen, müssen wir dessen eingedenk bleiben, daß Gott ihn an seinem Ort anreden, in seinen Zustand hineinsprechen will. Unser Glaube, unser Gehorsam darf niemals zur Formel werden, die unser Nachbar von uns lernen müßte. Damit wird uns auch für unsere engste Gemeinschaft Achtung für den anderen auferlegt. Das ist keine kalte Toleranz, die aus der Gleichgültigkeit kommt. Das ist ein Abstandsbewußtsein, das nur dann lebendig und fruchtbar bleiben kann, wenn es in der Verbundenheit gemeinsamer Ausrichtung steht. Damit versteht sich dann eigentlich auch von selbst, daß wir als Quäker kein Dogma, kein Bekehrungsschema zu bieten haben, das das tief Persönliche in einer Begegnung mit Christus überdecken dürfte, auf das man sich oder andere trainieren könnte.

Wenn wir uns aber so jeder an seinem Ort finden lassen, dann meine ich freilich, daß wir dort auch den Zuspruch erfahren dürfen, der unser Leben erneuern kann. Je tiefer die Not war, die uns getrieben hat, desto tiefer werden wir auch die Füllung mit Kraft spüren. Auch uns kann dann gesagt werden, was fortan zu tun ist. Und alles, was wir dann tun, möchten wir in die neue Sinnggebung einbeziehen, unter das Gehorsams- und Treue-Verhältnis stellen, zu dem wir berufen worden sind. Wir wissen alle, wie schwer eine Last sein kann, die wir nur irgendwie tragen müssen, wie anders das gleiche Gewicht sich trägt, wenn wir es jemandem zu Liebe tragen. Welcher Unterschied, wenn nun ein ganzes Leben so neu ausgerichtet wird! So müssen wohl auch George Fox und seine Freunde die Last ihrer Kämpfe, Leiden und Mühen getragen haben.

Das Grunderlebnis unseres Quäkerglaubens, ob bei George Fox oder an unserem eigenen Ort, läßt sich schließlich nur andeutend beschreiben, wie es war, was geschah. Wir können nicht erklären, warum es geschah oder so sein mußte. Aber für den, der es erfährt, besteht kein Zweifel an der Tatsächlichkeit, und die Unmöglichkeit einer Erklärung nimmt unserer Erfahrung nichts von ihrer Wirklichkeit. Ganz gewiß handelt es sich um eine Mitteilung von Kräften, um einen Bewegungsanstoß, der von uns aus in das Leben anderer eindringen kann. Aber die neue Bewegtheit erfaßt und erfordert natürlich unser ganzes Sein zu allererst. Sollen sich Glaubenskräfte voll entfalten, dann muß der ganze Mensch ins Spiel gezogen werden – nicht nur Gefühl oder nur Verstand oder nur Wille, sondern alle miteinander. Unser Glaube wird am klarsten verständlich werden, wenn er als eine Bewegtheit unserer ganzen Existenz von Gott her erkennbar wird.

Das bisher Gesagte hat nur in der einfachsten Weise beschreiben wollen, wie in das Leben von George Fox eine Kraft einbrach, durch die sein Leben dann auch dem Leben anderer Bewegung mitteilen konnte. Wir haben auch davon gesprochen, daß wohl auch wir ein solches Ereignis in unserem Leben erfahren können. Das ließe sich aber so denken, daß wir als Einzelne hier und da, jeder bei sich, die seltsame Geschichte von George Fox läsen und daraus manches Erbauliche und Nachahmenswerte entnähmen, doch ohne den Antrieb zu verspüren, uns zu versammeln, wie wir es z. B. jetzt gerade tun. Das tun wir aber nun doch nicht nur, um uns in Erinnerungen an George Fox zu ergehen, sondern weil wir einen Anstoß erfahren, der uns vor eine Aufgabe stellt. Die Kräfte, die im Leben von George Fox in Wirkung getreten sind, bewegen uns also nicht nur als je Einzelne, sie führen uns zueinander und stiften zwischen uns Beziehungen und Bindungen, die ohne jenes Ereignis im Leben von George Fox so nicht bestünden.

Indem wir uns darauf besinnen, wird uns zugleich auch klar, daß wir damit nicht in ein Verhältnis persönlicher Hörigkeit treten, in dem George Fox zum ausschließlichen Orientierungspunkt unserer Existenz würde. Es gehört zum Wesen unserer Beziehung zu George Fox, daß er selbst uns über seine Person hinaus

auf einen Größeren verweist. Wir können paradoxer Weise sagen, daß George Fox für uns um so bedeutsamer wird, je klarer und wirksamer er uns über sich selbst hinaus an einen Größeren verweisen kann. Läßt sich im Erlebnis von George Fox, das doch in tiefer Einsamkeit stattfand, etwas entdecken, das im Leben anderer neue Beziehungen zu ihren Mitmenschen stiften kann, so zwar, da der Zusammenhang mit George Fox doch auch über ihn hinausweist? Wir wollen hier natürlich nicht die Geschichte von George Fox oder der von ihm ausgelösten Bewegung oder ihrer Doktrin mit irgendwelcher Vollständigkeit wiedererzählen, wir wollen nur gewissen Kraftlinien nachspüren und uns an die Vorgänge halten, die sie hervorrufen. So werden wir beobachten, wie sie Gemeinschaft schaffen, wie sie Auftragsbewußtsein wecken und die Befähigung zum Dienen vermitteln.

Die Begegnung zwischen George Fox und seinen Mitmenschen erfolgt nach seinem Berufungserlebnis von zwei Seiten her, ist aber in jedem Falle von jenem Erlebnis bedingt. Er selbst wird jetzt in neuer Weise an seine Mitmenschen verwiesen. Seine Mitmenschen aber spüren in ihm etwas, das sie entweder selbst schon besitzen, oder wozu er ihnen verhelfen zu können scheint. Wir lassen vorerst außer Acht, daß wieder andere ablehnend oder feindselig auf das reagieren, was sich in ihm wirksam zeigt.

An mehreren Stellen seines Tagebuches berichtet George Fox von Eröffnungen, die ihm im Interesse anderer zuteil werden. Schon in seinem Berufungserlebnis hört er, daß er das Versagen aller menschlichen Hilfe habe erfahren müssen, um ganz ausschließlich auf Christus selbst verwiesen zu werden. So soll er auch andere auf ihn verweisen, der allein Licht, Gnade, Glaube, Macht geben kann. – Einmal wird George Fox in peinvoller Weise die Natur alles Tierisch-Niedrigen im Menschen zum Bewußtsein gebracht, damit er zu denen reden könne, die noch in dessen Bann befangen leben. – Bei anderer Gelegenheit überschattet ihn wie eine Wolke der Zweifel, ob nicht alles Geschehen einfach naturhaft sei, wie die Kräfte der Elemente oder der Sterne – und dann erinnert ihn eine Stimme, daß es einen lebendigen Gott gebe, der alles gemacht hat. Hierher sind auch die Visionen zu rechnen, in denen er wartende Menschenmengen sieht. Sein Denken bewegt sich immer wieder auf seine Mit-

menschen hin, und er fühlt sich zur tätigen Teilnahme an ihrem Schicksal berufen.

Was in ihm wach geworden ist, bringt nun auch andere zu ihm. Wie er haben sie suchen müssen und haben Begabung mit göttlichen Kräften erfahren. Indem sie ihre Erfahrung mit anderen austauschen, wird deren Wirkung vertieft. Sie bestätigen einander ihre persönliche Kenntnis vom Wirken Gottes. Indem sie Gott in anderen am Werke sehen, geht ihnen auf, wie groß, wie mannigfaltig seine Gnade und seine lebenspendende Macht ist.

Wenn wir das persönliche und direkte Innewerden göttlicher Gegenwart und Wirksamkeit als Mystik bezeichnen, dann ist die Mystik der ersten Quäker Gruppenmystik. Hier bildet sich eine Gemeinschaft nicht einfach aus menschlichen Entschlüssen und im Dienste menschlicher Zwecksetzungen, sondern aus Kräften, die Gott den Menschen mitteilt, wie sie sich ihm öffnen, und auf Ziele hin, die er vorzeichnet. Das eigentliche Anliegen dieser Gemeinschaft ist, einander zu immer vollere Genuß der Gegenwart Gottes zu verhelfen, und deren Wirkung auf die wartende Gemeinde zu immer freierer Entfaltung kommen zu lassen. Je mehr das gelingt, desto mehr steigern die beiden Grundbeziehungen einander zu höchster Lebendigkeit und Kraft, nämlich die vertikale Beziehung des Einzelnen zu Gott und seine horizontale Beziehung zum Mitmenschen.

Wie weit das in der Erfahrung der ersten Freunde zur Tatsache geworden ist, läßt sich einem Zitat von Francis Howgill entnehmen; „. . . Den Herrn von Himmel und Erde fanden wir nahe zuhänden, und als wir auf ihn in reinem Schweigen warteten, mit unseren Sinnen außerhalb aller Dinge, erschien seine himmlische Gegenwart in unseren Versammlungen, als da keine Sprache, Zunge oder Rede von irgendeiner Kreatur war. Das Himmelreich sammelte uns ein und fing uns, wie in einem Netz, und zu einer gewissen Zeit zog seine himmlische Macht Hunderte zu Lande. Wir kamen an einen Ort, wo wir standen und warteten, und der Herr erschien uns täglich, zu unserer Verwunderung, unserem Erstaunen und großer Bewunderung, so daß wir oft in großer Herzensfreude zueinander sagten: ‚Was, ist Gottes Reich zu den Menschen gekommen?‘ . . . Und von jenen Tagen

an waren unsere Herzen mit dem Herrn und miteinander verknüpft in wahrer und eifriger Liebe, im Bunde des Lebens mit Gott, und das war ein starkes Band in unser aller Geist, das uns miteinander vereinte. Wir kamen zusammen in der Einigkeit des Geistes und des Bandes des Friedens und traten unter unsere Füße alles Vernünfteln über die Religion. Und heilige Entschließungen wurden in unseren Herzen entfacht wie ein Feuer, das das Leben in uns entfachte, dem Herrn zu dienen, solange wir am Leben waren, und machtvoll wuchs das Wort des Herrn unter uns, und das Begehren vieler richtete sich auf den Namen des Herrn . . ." (Francis Howgill, 1618–1699).

Wir brauchen im Einzelnen nicht auf die Formen dieser Andacht und des Gemeinschaftslebens um sie herum einzugehen. Das Vorwiegen des Positiven ist wichtig. Da die Quäker dem Geiste alles Lenken überlassen wollen, schreiben sie ihm keine Liturgie und kein Programm vor. Damit jeder sich für die Mitteilung des Geistes grundsätzlich in gleichem Maße bereithalte, wird in der wartenden Gruppe kein Führer an einen besonderen Ort gestellt. Das Schweigen ist kein Redeverbot – es ist zuversichtliches, williges Lauschen, und mag sehr wohl zum Redenmüssen führen. Was zu sagen ist, wird von dem Ort persönlicher Begegnung aus gesprochen und hat die Frische eigenen Erlebens. Wo die Geisteskräfte so voll und frei strömen, werden die Kanäle besonderer sakramentaler Zeremonien überflüssig, die Mitteilung göttlicher Gnade wird nun überall im Leben erfahrbar.

Eben darum verbleiben sie auch für die Erledigung der praktischen Angelegenheiten ihres Gemeinschaftslebens grundsätzlich auf demselben Boden und in derselben Haltung. Sie ziehen keine scharfe Grenze zwischen Andacht und Gruppengeschäften – beide verlaufen gleichermaßen in der offenen Bereitschaft für Führung und in der Verbundenheit der Mitglieder miteinander.

Und daß es sich bei all dem ganz authentisch um den Heiligen Geist und nicht um menschliche Rauschzustände handelt, erweist sich für sie darin, daß sie in der Andacht wie im täglichen Leben die Früchte des Geistes zu schmecken bekommen: „Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmut, Keuschheit.“ (Gal. 5, 22).

Im obigen Zitat von Francis Howgill klingt eine andere Note an: Sie finden in ihrem Erleben die Erfüllung von Verheißungen, sie fühlen sich dem jungen Christentum zeitnahe und stehen mit ihm an den Quellen, aus denen die Schriften des Neuen Testaments flossen. So kann George Fox seine Zuhörer bei einer Gelegenheit herausfordernd fragen: „Ihr werdet sagen: Christus sagt dies, und die Apostel sagen dies; aber was kannst du sagen? . . .“ –

Mit dem jungen Christentum teilen sie auch das kühne Vorausnehmen zukünftiger Erfüllung. Sie sind der Wahrheit näher als die Theologie ihrer Zeit, wenn sie die durch Christus gewirkte Erlösung nicht einfach als Versprechen der Straffreiheit in einem künftigen Gericht verstehen, sondern als Möglichkeit hier und jetzt aus göttlicher Kraft statt aus menschlicher Gefallenheit zu leben. Ebenfalls aus ihrer Erfahrung erwächst ein weiterer Widerspruch gegen die damalige Theologie, in dem sie nach unserer heutigen Kenntnis neutestamentlichen Denkens wiederum auf besserem Boden als ihre Gegner stehen: Sie sehen den Menschen grundsätzlich zum Heil bestimmt, nicht zum ewigen Verderben. Und als solchen sprechen sie ihn an, wenn sie sich an das innere Licht, an das von Gott in ihm wenden, gleichviel, ob ihr Zuhörer sich seiner Bestimmung bewußt ist und auf sie ausrichtet oder erst zu ihr aufgerufen werden muß.

Auch hier müssen wir auf den Dynamismus ihrer Haltung achtgeben. Sie beruhigen sich nicht damit, daß der Mensch von Natur aus gut sei und damit sich selbst überlassen werden kann. Vielmehr halten sie im Glauben an seiner von Gott gesetzten Bestimmung fest und bemühen sich in tätigem Gehorsam, dem Menschen bei deren Verwirklichung zu ihrem Teile mitzuhelfen. Konkret läßt sich ihre Haltung zu den Mitmenschen besonders auch an zwei Zügen illustrieren. In ihrer Sprache reden sie aus einem einzigen Wahrheitsverständnis. Darum können sie im Handel nicht feilschen, sondern nur einen und denselben Preis fordern. Darum können sie vor Gericht nur einfach aussagen, nicht aber sich durch einen Eid auf eine andere Wahrheitsebene versetzen.

Und sofern sie im Mitmenschen das von Gott erreichen und wecken wollen, kommen sie dazu, daß sie ihm nicht mit Gewalt

oder Zwang, aber auch nicht mit Furcht, unaufrichtiger Ehrerbietung und dergleichen begegnen dürfen, sondern nur im Bewußtsein der Gleichheit und Gemeinsamkeit aller Menschen vor Gott.

Solche Verhaltensweisen geben ihrem Leben eine Zeugnis kraft, die sich nach außen hin in der Abstoßung wie in der Anziehung gleichermaßen deutlich bekundet. Schnelles Wachstum durch neue Anhänger auf der einen, heftige Verfolgung auf der andern Seite sind beides Reaktionen von entgegengesetzten Polen auf denselben Sachverhalt: Eine Gruppe – die von neu aufgebrochenen Kräften selbst tief bewegt ist und ihre Umgebung weithin beunruhigt und erschüttert; die Gruppe lebt selbst aus dem Einsatz klarer Entscheidung und zwingt rein durch diese Tatsache auch andere zu einer Entscheidung ihrerseits.

Wir könnten noch hinzufügen, wie sich die Mächtigkeit ihrer Bewegtheit auch in ihrem Leidensmut oder in dem Ernst und der Reinheit ihres Wandels und in vielen Einzelheiten ihrer Lebenshaltung erweist. Am besten ließe sich das einfach in den Ereignissen und Taten im Leben der Gruppe und der Einzelnen zeichnen. So haben wir z. B. von William Dewsbury die folgenden Worte: „Denn dies kann ich sagen, ich habe seither niemals den Feigling gespielt, sondern betrat freudig Gefängnisse wie Paläste, indem ich meinen Feinden sagte, mich dort zu halten, solange sie könnten: und im Gefängnishaus sang ich meinem Gott zu Lobe, und achtete die Riegel und Schlösser, die sie auf mich setzten, als Juwelen, und im Namen des ewigen Gottes erhielt ich immer den Sieg; denn sie konnten mich nicht länger halten als die von meinem Gott bestimmte Zeit.“ (William Dewsbury, 1621–1688).

Wenn wir an das Geschehen innerhalb der Gesellschaft denken, dann ist es ein weiter Weg vom stürmischen Brausen jener Zeit zum sanften Säuseln unserer Tage, und wir tun gut daran, uns den Unterschied ganz nüchtern und offen einzugestehen. Doch werden wir uns von dieser Erkenntnis weder entmutigen, noch zu krampfhaften Anstrengungen künstlicher Nachahmung verleiten lassen. Wir lernen daraus nur, daß wir nun in der Linie dieser Bewegung an einem anderen Ort stehen, und müssen uns dort so ansprechen lassen, daß wir darauf eine Antwort finden können, die aus der Wirklichkeit unserer Situation kommt.

Klar ist, daß in der Linie vom 17. Jahrhundert bis zu uns Bruchstellen liegen müssen, an denen Kraftverluste stattgefunden haben, sonst wäre das Quäkertum heute allgemein bei weitem stärker als es ist. Alles Reden vom Quäkertum, als sei es durch drei Jahrhunderte eine sich gleichgebliebene Größe, eine stete Haltung, Richtung oder Erkenntnis gewisser Wahrheiten, muß sich der Tatsache beugen, daß das junge Quäkertum, wie auch das junge Christentum, nur in der Bewegtheit der menschlichen Geschichte vorgefunden wird. Die hohe Schau der ersten Tage war kein Besitz, den man in festen Behältern ungemindert an spätere Generationen hätte vererben können. Es handelte sich eben doch um Kräfte, die nur in Bewegungen weitergegeben werden können.

Eine seltsame Stockung setzt bald nach den ersten Jahrzehnten ein und verringert die Möglichkeiten der Übertragung mehr und mehr. Es handelt sich hier und auch späterhin um gewisse Wandlungen in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Gott und Mensch. Die ersten Freunde hatten sich über die Natur des Menschen keine Illusionen aber auch keine belastende Doktrin gemacht – ihnen lag an dem, was der Geist Gottes aus ihnen machen, durch sie vollbringen konnte. Wollte der Geist sich ihrer bedienen, so wollten sie sich gern treiben lassen. Ihre Nachkommen wurden vom Bewußtsein menschlicher Sündhaftigkeit niedergedrückt und fragten sich ängstlich: Sind sündige Menschen der Stoff, durch den der Geist wirken kann? Sie mißtrauten dem, was sich in ihnen spontan regte, und gaben sich große Mühe, dem Geiste alles Menschliche aus dem Wege zu räumen. Sie schufen damit eine Leere, in der das Wirken des Geistes nicht mehr menschlich konkret und für andere erfahrbar werden konnte. So konnte der Geist sich ihrer kaum noch bedienen, um andere in Bewegung zu setzen. Auf ihre Andachten senkte sich ein immer tieferes Schweigen, da ja der Geist nicht durch sündige Zungen reden konnte. Je mehr der Betende sich passiv verhielt, desto besser, glaubte er, könne der Geist sich mitteilen. Die Haltung in der vertikalen Beziehung zu Gott wurde so überbetont, daß die horizontale Beziehung zum Gefährten in der Andacht mehr und mehr geschwächt wurde – fast könnte man sagen: Der Betende war mit seinem Gott allein und nahm den Glaubensgenossen kaum noch wahr.



Die Vorväter waren durch den Geist in die Welt getrieben worden, um dessen Wirksamkeit in anderen menschlichen Leben soweit wie möglich geltend zu machen. Die Nachfahren errichteten Zäune, innerhalb derer das eigentliche Reich des Geistes liegen sollte. In ihrer Kleidung, in ihrer Sprache, in ihren Umgangsformen wollten sie der Welt sichtbar machen, daß sie in die Provinz des Geistes gehörten. Viel Kraft und Mühe wurde auf die Aufrechterhaltung solcher Grenzzeichen verwendet, statt die Grenzen der Provinz selbst weiter vorzutreiben und neue Bürger für das Reich des Geistes zu gewinnen.

Gewiß fehlt es auch in dieser Epoche nicht an inniger Frömmigkeit und großer Treue im Gehorsam im engen persönlichen und häuslichen Bereich, aber der weitausholende Schwung der ersten Jahre ist fast völlig verlorengegangen. An die Stelle revolutionären Vorwärtsdringens ist konservatives Verharren getreten. Der Puls der Bewegung schlägt viel schwächer, und viele fallen aus ihr heraus, um sich von anderen Kräften in der Welt weitertragen zu lassen. Das geht soweit, daß sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts nicht wenige fragen, ob die Gesellschaft nicht am Aussterben sei. Der Anstoß aus dem 17. Jahrhundert scheint sich fast völlig ausgelaufen zu haben.

Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts senden neue Impulse von außen her in die Gesellschaft, die ihnen mit neuen Regungen von sich aus antwortet. Auch hier können wir nur auf einige besonders markante Faktoren achten. Die evangelikalische Bewegung, die sich in christlichen Gruppen weithin durchsetzt, erhebt die Frage nach dem Verhältnis zwischen Gott und Mensch mit neuem Nachdruck. Auch sie ist von der sündigen Natur des Menschen fest überzeugt. Sie vermag aber ein neues Vertrauen auf das Erlösungswerk Christi zu wecken und führt viele zu einem befreienden Bekehrungserlebnis. Jetzt wird dieses Erlebnis viel mehr schematisch und doktrinär als im frühen Quäkertum verstanden, erzeugt aber trotzdem in vielen Leben kräftige und praktische Erneuerung. Die Bibel findet eine weitaus stärkere Betonung. Hatte das frühe Quäkertum im Innern Licht die Möglichkeit direkter Zwiesprache mit Gott, direkter Führung durch ihn gesehen, so setzt im 19. Jahrhundert selbst das Quäkertum an die Stelle des Inneren Lichtes

die Autorität der Heiligen Schrift. Damit verlagert sich der Schwerpunkt der menschlichen Bereitschaft für Gott. Freilich war die Kraft und Frische des ursprünglichen Quäkertums schon lange vorher erloschen; was der Evangelikalismus beiseite schob, war eine sehr viel vorsichtigere Haltung, die nun durch andere Antriebe ersetzt wurde.

Aber auch die einmal so lebendigen Wellen des Evangelikalismus erreichen uns nur sehr gedämpft. Die Geltung der Bibel, noch dazu im Sinne ihres Wortlautes, war überbetont worden und erlitt bald schwere Einbuße. Naturwissenschaftliche Entdeckungen und Theorien stellten den Schöpfungsbericht und die Wundererzählungen, historische Kritik ihre geschichtlichen Behauptungen in Frage. Für einige Jahrzehnte hatte es den Anschein, als könnten Natur- und Geschichtswissenschaften an die Stelle der Religion treten, als könnten sie aus ihren eigenen Erkenntnisberichten die Bewegtheit der menschlichen Existenz nicht nur für die Vergangenheit völlig ausreichend aus aufzeigbaren Ursachen erklären, sondern sogar für die Zukunft nach erkennbaren Tendenzen voraussagen und dementsprechend steuern. In den katastrophalen Ereignissen unserer Generation werden solche Hoffnungen weithin in Frage gestellt. Soweit der Mensch seiner selbst mächtig ist, scheint er im Begriff, zu äußersten Möglichkeiten der Selbstvernichtung vorzudringen. In diesen Strömungen wird auch die kleine Quäker-Gemeinde hin- und hergetrieben. Sie sieht sich vor neuen großen Schwierigkeiten und Aufgaben, nicht mehr in ihrer früheren Geschlossenheit und Stoßkraft, aber nun doch wieder mit neuer Offenheit und Bereitschaft.

So geschieht es, daß die Wellen des 17. Jahrhunderts uns in gebrochener Linie erreichen und nicht mit eindeutigen Richtungsimpulsen. Und doch können sie uns, an ihrem Teil, auch in unserer Situation weitertragende Anregung vermitteln. Was gibt es im Gemeinschaftserlebnis des 17. Jahrhunderts, das uns heute zur Lebenshilfe werden könnte?

Heute wie damals ist der Mittelpunkt, die Achse natürlich die Andacht, an deren Grundstruktur wir festhalten. In ihr wollen wir die Gegenwart Gottes erfahren und für andere erfahrbar machen. Wir wollen Gottes Dasein nicht vermittels

eines von der Tradition garantierten Lehrsatzes lernen und weitergeben, sondern so als elementaren Bestandteil unserer Existenz erweisen, daß auch andere in ihrer Existenz seiner gewahr werden und sich auf ihn hin ausrichten können. War das schon das Streben des 17. Jahrhunderts, wieviel mehr verlangt das 20. nach solcher Gewißheit aus erster Hand. Sich auf solche Suche einzulassen, ist ein Wagnis und erfordert Mut. Die, die auf ihrem Wege schon Entdeckungen gemacht haben, müssen sich bemühen, sie mit anderen zu teilen, die danach noch suchen. Wie schon erwähnt, gilt auch für uns verpflichtend die Grundform, die in der Andacht der ersten Quäker sich aufs neue lebendig durchsetzte: Die vertikale Beziehung des Einzelnen zu Gott und seine horizontale Beziehung zum Mitmenschen bedingen die Schwingungsweise unserer Bewegtheit. Insofern jeder in gleichem Maße am Verlauf der Andacht mithilft, wird ihre Gestalt zur inneren Disziplin jedes Einzelnen. Unser Schweigen darf nicht in privater Erbauung verharren, unser Reden in der Andacht darf nicht zum Meinungsaustausch verflachen. Gewiß sprechen viele Zitate der Klassiker der Mystik aus der Tiefe einer Einsamkeit mit Gott, in der die ganze Welt ins Nichts versunken scheint. Das ist ein Ort, den wir jeder in seiner Weise kennenlernen müssen – aber selbst von dort müssen wir zum Mitmenschen zurückkehren. Andererseits muß die Andacht mehr sein als eine Prinzipien- oder Methoden-Lehre für unsere Betätigungen, mögen die auch noch so edel und rein sein. In der Andacht sitzen wir still unter dem Handeln Gottes, so daß wir von ihm her und zu ihm hin bewegt werden, und von ihm aus werden wir dann auch an unseren Mitmenschen verwiesen.

Was uns immer wieder Mühe machen wird, ist, daß wir das Wirken Gottes mit unserem Bewußtsein messen wollen – wir wollen in der Andacht und in unserer privaten Erbauung fühlen, daß etwas geschieht. Wenn wir etwas fühlen, dann meinen wir, daß das nun eben das sei, was Gott an uns tut. Wenn wir nichts fühlen, scheint die Andacht oder unser Gebet leer, als habe sich nichts ereignet. Wir müssen einen Glauben erlernen, der über den von unserem Bewußtsein erhellten Kreis hinaus sich auf Gottes Wirken zu verlassen wagt und so seinen Weg auch im

Dunkel in Geduld und Zuversicht weitergeht. Errechnen wir den Ertrag unserer Andacht nur in erhebenden Erlebnissen, dann wäre ihre Einwirkung auf unsere Existenz so sporadisch, wie solche Erlebnisse nun eben auftreten. Lassen wir aber übertriebene Ansprüche unseres Bewußtseins fahren, lassen wir uns in wirklicher Glaubensausrichtung von dem Gewebe aller in der Gruppe lebendigen Beziehungen tragen, dann kann göttliche Kraft in uns und durch uns wirken weit über unser eigenes Wissen – etwa so, wie das Licht viel mehr an uns tut, als uns das Sehen möglich macht.

Wie steht es um das Verständnis des Sakramentalen in unserer Andacht? Für die ersten Freunde war die Erfahrung vom Wirken des Geistes so mächtig, daß sie sich in Zeremonien einfach nicht fassen ließ. Ihr ganzes Sein wurde ihnen gegen das Ewige hin so durchsichtig, daß es ihnen wirklich als Sakrament dienen konnte. Die fast ungestüme Mächtigkeit ihres Erlebnisses ist wohl nur wenigen von uns ganz zugänglich. Zudem haben Natur- und Geschichtswissenschaft, und nicht zum wenigsten auch die Psychologie, das nüchterne Tageslicht unserer Vernunft in Bezirke eingelassen, die früher zu den Geheimnissen unserer Existenz zu gehören schienen. Das eigentliche Geheimnis unseres Seins scheint in viel größere Tiefen verlegt zu sein, und viele nehmen es überhaupt kaum noch wahr. Auch in anderen christlichen Gruppen ist man sich der Probleme weithin bewußt und bemüht sich um ein Verständnis, das über bloß traditionelle Formeln hinausgeht. Hier ist unsere Aufgabe mehr als je vor allem positiv. Je offener wir unsere Andachten für den Anruf des Göttlichen gestalten können, desto tiefer werden wir seines Wirkens in uns und um uns gewahr werden und durch den Vorhang unserer Zeitlichkeit den Hintergrund des Ewigen ahnend spüren und anderen wahrnehmbar machen.

Aus dem vielen, was für unser Gruppenleben zu bedenken ist, hier nur noch eines. In der Disziplin unserer Andacht bestehen wir mit Recht darauf, daß alles, was gesagt wird, von dem Ort des Sprechenden, von der Mitte seiner eigenen Existenz her, nicht von irgendwo geborgt, geredet werde. Wir nennen das „aus Erfahrung reden“. Das darf nicht verlorengehen, sonst würde das Reden in der Andacht leicht unpersönlich, für den

Redenden wie für den Zuhörer nicht überzeugend oder verbindlich.

Dieser Grundsatz kann aber gefährlich werden, wo er aus der Dynamik unserer Bewegtheit herausfällt. Wenn unser persönlicher Erfahrungsbereich oder die Summe der Erfahrungsbereiche, die in einer Gruppe anwesend sind, wesentlich statisch bleiben, dann können wir endlos von denselben Themen in immer gleichen Richtungen und Dimensionen reden. Dann können wir uns dabei beruhigen, daß in einer Gruppe das Feld der Andacht mehr intellektuell, in einer anderen mehr praktisch, hier mehr städtisch, dort mehr ländlich, hier mehr ältlich, dort mehr jugendlich betont bleibt. Wo eine solche Eigenart offen bleibt für alles, was ihr fehlen mag, und sich willig von anderswoher ergänzen läßt, da kann gegenseitige Befruchtung und Vertiefung geschehen. Wo sich aber eine Abgeschlossenheit entwickelt, die selbstgenügsam wird, so daß z. B. der Handarbeiter in einer intellektuellen oder umgekehrt der Geistesarbeiter in einer zu sehr auf das Praktische eingegengten Atmosphäre sich fremd oder befangen fühlt – da entstehen Hemmungen, und die Mitteilung von einem zum anderen verliert an Freiheit und Fülle. Hat das Quäkertum hier eine Gefahr übersehen und ist nun zu sehr zu einer Mittelstandsangelegenheit geworden, so daß es ihm schwer fällt, z. B. zum Arbeiter zu reden oder sich von ihm anreden zu lassen? Ist das durchschnittliche Altersniveau mancher Gruppen noch genügend offen für den Erlebnisbereich des jüngeren oder jugendlichen Menschen?

Nehmen wir unsere zufälligen Umstände nicht zu einfach hin, und lassen wir uns zu einem dynamischen Gemeinschaftsverständnis des „Erfahrungsprinzips“ zurückrufen, dann eröffnen sich Entfaltungsmöglichkeiten, die wir mit größerer Unternehmungslust ins Auge fassen sollten. Wir müssen die Deutung unserer Erfahrung mehr zu anderen hin verlängern, müssen aber auch an den Erfahrungen anderer viel mehr teilnehmen, um zu ihrem Zustande reden zu können. Damit wird uns aufgegeben, unsere Erfahrungsweite ständig zu entfalten – zum Mitmenschen hin und von ihm her. Das ist besonders wichtig für die Andacht, und kann in ihr mit besonderer Zuversicht geübt werden. Es sagt uns auch, daß die kleine Gruppe den Zu-

gang neuer Mitglieder ständig nötig hat, und daß im größeren Verbände die Eigenarten einzelner Gruppen in lebendigem Austausch miteinander erhalten werden müssen.

Es führt ferner aber uns zu einer Arbeit, die nicht in die Andacht selbst gehört, aber doch den Wurzelboden derselben und unseres ganzen Gruppenlebens mit neuen Nährstoffen anreichern kann. Wir kommen damit zur Frage unseres Kenntnisstandes von den weiteren Zusammenhängen unseres Glaubens. Auch hier gibt es Kraftquellen zu erschließen, aus denen wir Antrieb und Richtung gewinnen können. Ganz gewiß ist uns immer von unmittelbarer Wichtigkeit, was Gott an uns hier und jetzt tut, und unsere Bereitschaft zur Antwort darauf. Unser Glaube sagt uns aber auch, daß Gott immer und überall am Werke ist, und daß all sein Wirken unsere Existenz bewegt. So gewinnt alle Geschichte und alles Naturgeschehen grundsätzlich die Bedeutung, daß wir Spuren Gottes dort finden können, soweit uns unser Glaube die Augen dafür erhellt. Es ist also eine Deutung, die von unserem Glauben abhängt und deshalb in der Gemeinschaft unseres Glaubens gelernt und geübt werden muß.

So sollte es neben unserer Andacht als unmittelbarer Begegnung mit Gott auch Stunden geben, wo wir miteinander in der Bibel, in der Kirchengeschichte, in unserer eigenen Quäkergeschichte, in den Biographien bedeutender Männer, in den Bewegungen unserer Zeit zu verstehen suchen, was sie zur Bestätigung oder Berichtigung oder zur Bereicherung unseres Glaubensverständnisses zu sagen haben. Damit ist nicht gemeint, daß wir aus Natur oder Geschichte billige erbauliche oder moralisierende Reflektionen destillieren wollen, vor allem nicht für andere. Unser erstes Bemühen sollte sein, vor irgendeinem Tatsachenverhalt still zu stehen, damit er erst einmal ganz in seiner Weise zu uns reden kann. Schon die Disziplin der Tatsachenermittlung in einem dieser Bereiche kann uns zur Schärfung unseres eigenen Wirklichkeitssinnes helfen. Wo wir vor Fragen gestellt werden, die unser Glaube noch nicht beantworten kann, da lernen wir zumindest die Weisheit unserer eigenen Begrenztheit und halten unser kleines Glaubenslicht nicht so leicht für eine Fackel der Allwissenheit.

Bei all dem kommt es natürlich nicht in erster Linie auf dogmatische Regeln oder Programme und Methoden an. Dieses Anliegen kann sich nur fruchtbar entwickeln, wenn es aus dem Leben unserer Gruppe erwächst. Wenn unsere Arbeit ihre Antriebe und ihre Ausrichtung von daher empfängt, dann wird sie nicht so leicht in intellektuelle Spielerei oder in Anhäufung belangloser Kenntnisstoffe ausarten.

Damit müssen wir es für die innere Bewegtheit und Ausrichtung unserer Glaubensgemeinschaft bewenden lassen, sind aber auch schon ganz nahe an die letzte Frage herangeführt, die uns hier beschäftigen wird: Wie stellt uns diese Bewegtheit unserer Umwelt gegenüber? Auf welche Aufgaben, auf welche Lösungsweisen, auf welche Dienstmöglichkeiten verweist sie uns?

Zunächst begegnet uns hier ein Problem besonderer Art. Wir wissen, daß die Freunde, insbesondere die englischen und amerikanischen, durch ihre Liebestätigkeit weithin tiefen Eindruck gemacht haben. Die Fähigkeit und Bereitschaft, auf menschliche Notlagen praktisch zu antworten, wird überall da geschätzt, wo das Gebot reiner Menschlichkeit allen anderen Interessen übergeordnet wird. Auch da, wo die Quäker in Konfliktsfällen vermittelnd wirken können, findet ihr Dienst warme Anerkennung. Vom Inneren unserer Gemeinschaft aus haben wir über die wirklichen Beweggründe und die Notwendigkeit solcher Handlungen gar keinen Zweifel. Aber von außen her stellen sich gelegentlich Mißverständnisse ein, die für unseren Gedankengang von Bedeutung sind.

Man sagt uns vielleicht, daß die Quäker besondere Leute seien, und daß nur sie so handeln können. Oder sie werden gepriesen als solche, die nur Ideale reiner Menschlichkeit und allgemeiner Toleranz verfolgen, selbst aber keine eigene Glaubensüberzeugung haben. Im einen Falle wird in Frage gestellt, daß es sich um eine Haltung handelt, die auch für andere verbindlich sein könne. Im andern werden die Wurzeln verkannt, obwohl den Früchten hoher Wert beigelegt wird. Auch von hier aus wird uns also die Frage gestellt: Können wir unserer Umwelt unsere Bewegtheit mitteilen? Und können wir unseren Mitmenschen zu einer Gottesbeziehung verhelfen, wo auch sie

solche Antriebe erfahren werden? Damit ist natürlich etwas viel Ernsteres gemeint, als der Gesellschaft der Freunde viele neue Mitglieder zu gewinnen, oder uns selber als moralische Beispiele für menschliches Verhalten im allgemeinen anzubieten. Worauf es in Wahrheit ankommt, ist, eine Möglichkeit menschlicher Existenz, in der wir Sinnerfüllung finden, auch denen zugänglich zu machen, die danach suchen.

Wenn wir uns heute fragen, ob wir denn Menschen außerhalb unserer Gemeinschaft in ihrer Ausrichtung auf Gott helfen können oder sollen, dann würden uns die Quäker des 17. Jahrhunderts vielleicht nur schwer verstehen. Sie konnten gar nicht anders, als ihre eigene Bewegtheit allen mitzuteilen, mit denen sie in Berührung kamen. So stark war der Antrieb, daß sie durch alle Welt, in viele Länder, zu Menschen aller Art gingen; immer suchten sie, im Zuhörer das von Gott das Innere Licht, anzureden. Aber welch Paradox: Von der so mutig und reichlich ausgestreuten Saat blieb fast nichts von Dauer. Mit einer bedeutsamen Ausnahme faßte das Quäkertum außerhalb Englands nur in wenigen kleinen Gruppen Fuß. Von diesen erloschen manche bald wieder, andere lebten in aller Stille doch ohne große Entfaltung weiter. Das Paradox verschärft sich, wenn wir uns daran erinnern, wie fest die Botschaftsträger an die allgemeine Gültigkeit ihrer Botschaft glaubten.

Die Ursachen dafür sind mannigfacher Art, aber zwei von ihnen gehen uns hier vielleicht besonders an. Was die Quäker anzubieten hatten, war seiner eigentlichen Natur nach eine Gemeinschaftsangelegenheit. Wären die ersten Quäkerboten grundsätzlich als Gruppen hinausgegangen, und hätten sie ihre Botschaft als Gruppen-Wirklichkeit zu pflanzen versucht, dann hätte sich auch auf fremden Böden neues Wachstum entwickeln können.

Dazu wäre aber auch erforderlich gewesen, daß die gesandte Gruppe lange genug bei der jungen Pflanzung verweilt hätte, um sie zur Selbständigkeit heranwachsen zu lassen. In ihrem eigenen Falle hatte Gott die neue Erleuchtung langsam vorbereitet in den Umständen ihres persönlichen Lebens, wie in der Geschichte ihres Volkes. Dann waren sie sehr schnell zu einer Gruppe geworden und verdankten der Gemeinschaft ihre Fortdauer und Entfaltung.



Eine Verpflanzung glückte ihnen und erzeugte auf neuem Boden eigenständiges Wachstum – in den Vereinigten Staaten von Amerika. In diesem Fall sind beide Bedingungen erfüllt: Die Zahl der Boten und die Dauer ihrer Ansässigkeit sicherten den Bestand der neuen Gemeinschaft, die sich dann auch selbst fortpflanzen und ausbreiten konnte.

Die Quäker-Missionen des 19. Jahrhunderts scheinen äußerlich mehr erfolgreich als die des 17. und führen zu Gründungen, die zahlenmäßig zu den stärksten Zweigen der Welt-Familie gehören. Aber sie entspringen nicht dem Quäkertum ursprünglicher Art; in ihnen erscheint das Quäkerische zusammen mit englischem Freikirchentum. Freilich legen auch diese Gemeinschaften großen Wert auf ihre Zugehörigkeit zu unserem weiteren Verbands. Die eigentliche Quäker-Gruppe mit ihrer eigentümlichen Andachtsform als direkte Erfahrung des Wirkens des Geistes und dem sich daraus entfaltenden Leben hat sich seit dem 17. Jahrhundert außerhalb des englisch-amerikanischen Kulturkreises kaum wieder so gebildet. Auch wenn wir des Maßes unserer eigenen Kräfte und Möglichkeiten nüchtern bewußt bleiben wollen, müssen wir doch fragen, ob wir uns mit dieser Sachlage einfach abfinden dürfen, oder ob uns auch hier Forderungen gestellt werden, auf die wir antworten sollten.

Wir stehen nicht mehr im 17. Jahrhundert und möchten von unserem Ort aus Antwort geben. Wir wollen unserer Umgebung die Bewegung mitteilen, die uns treibt. Nur indem wir uns als Gemeinschaft entfalten, können wir uns behaupten. Wenn wir andere da finden wollen, wo sie stehen, dann müssen wir ihren Zustand in unsere eigene Erfahrung und Ausrichtung aufnehmen. Unsere Absicht der direkten Einwirkung auf ihre Glaubenshaltung führt uns dazu, auch in ihre menschliche Situation einzutreten. Letztlich können wir Quäker-Ideale, -Prinzipien oder -Methoden nicht anbieten, als ließen sie sich überall und jederzeit und ohne Rücksicht auf irgendwelche Voraussetzungen verwirklichen. Wollen wir unseren Mitmenschen Wege weisen zu einer Existenz, wo sie zu Gott und ihren Gefährten in rechter Beziehung leben können, dann müssen wir, nach Maßgabe unserer Kräfte, an ihrer Seite an der Gestaltung solcher Ordnungen mitarbeiten. Wenn wir gelegentlich von pro-

phetischem Quäkertum reden, dann dürfen wir nicht vergessen, daß der Prophet des Alten Testaments durch seine Sendung nicht an Einzelne, sondern an ein Volk in den politischen und sozialen Fragen seiner Existenz gesandt wurde – in der Neugestaltung des nationalen Lebens sollte sich der Wille Gottes erfüllen und dem Menschen vernehmbar machen. Wir werden heute deutlicher als je daran erinnert, daß unsere Existenz in der Welt in Wirkungszusammenhängen steht, die wir mit vielen teilen. Wenn wir dem Anstoß unseres Glaubens von seiner eigentlichen Richtung her treu bleiben, dann treibt er uns in alle Verflechtungen unserer Existenz, damit sie alle unter Gottes Willen geordnet werden. Ganz gewiß haben wir noch keine einfachen Formeln oder handliche Rezepte. Aber wir müssen lernen, wie wir unseren Mitmenschen verständlich machen können, daß das Heil, auf das auch wir hoffen, nicht eine Art Privateigentum, sondern wesentlich ein Gemeinschaftsgut ist, und das Gott in dieses Heil grundsätzlich alle einschließen will mit allem, was zur Erfüllung ihres Wesens gehört.

Das Wort „Quäkertum“ kommt, wie wir wissen, von dem englischen Wort „to quake“ = zittern, beben. Als eine solche Bewegung haben wir es nun einmal in großen, einfachen Zügen zu beschreiben versucht, als die Bewegtheit einer Gruppe unter dem Anruf Gottes; der die Einzelnen in neue Beziehungen zu Gott und zum Mitmenschen treibt und der Welt durch die so geführte Gruppe Impulse besonderer Art mitteilen will, als eine gemeinschaftliche Existenz zwischen Berufung und Sendung.

Alle Teilnahme an diesem Kräftespiel ist wesentlich persönlich. Wir vernehmen Gottes persönlichen Anruf und geben uns durch persönliche Entscheidung in Gehorsam und Treue seinen Impulsen hin, damit wir sie in immer vollere Maße weitergeben können. Persönlichkeit ist aber nicht isolierte Individualität sondern entfaltet sich in Beziehungen. Sofern sie ein Ich ist, steht sie immer einem Du gegenüber, wie vor Gott, so auch vor dem Mitmenschen.

Rufus M. Jones hat als Wunsch und Mahnung ausgesprochen, daß das Quäkertum sich als Bewegung und nicht als Sekte verstehen lerne. Unsere Bewegtheit entwickelt ihre ganze Kraftfülle aus drei Strömen, und aus allen dreien müssen wir schöpfen

undschaffen. Das Berufungserlebnis von George Fox hat für uns noch heute lebendige Triebkraft, insofern aus ihm eine Gemeinschaft erwuchs, die tragend und bindend in unsere Existenz hineinreicht. Indem wir uns ferner in offener Bereitschaft an unseren Ort stellen, hören wir von Gott her den Anruf, der uns mit unserem ganzen Sein in Anspruch nimmt, uns eine Sendung aufträgt, uns aber auch für sie immer wieder aufs neue Kraft und Führung geben will. Indem schließlich dieser Anruf uns da erreicht, wo wir jetzt und hier stehen, findet er uns in der Lage, in der wir an den Erschütterungen unserer Zeit, an der Spannung ihrer Nöte und Gefahren, aber auch ihrer Erkenntnisse, Fähigkeiten und Möglichkeiten teilnehmen sollen und wollen. Die Vergangenheit als weiterwirkendes Geschehen, die Gegenwart als Ort unserer eigentlichen Anteilnahme, der Anruf des Ewigen als ständig neue Forderung, Ausrichtung und Befähigung – all diese will unsere Antwort in sich aufnehmen und in der Entscheidung unseres Gehorsams unserer Umwelt dienend und helfend mitteilen. Darin streben wir nach einer Ausrichtung, in der wir immer völliger von Gott her und zu Gott hin leben, und in der wir unsere Mitmenschen so anreden und anregen, daß auch sie immer mehr von Gott her und zu Gott hin leben mögen.

Was wir erstreben, ist nicht etwas in der Ferne der Zukunft oder des Jenseits Gelegenes – es gehört in einen Entfaltungsprozeß, der tatsächlich in unserer Geschichte von altersher im Gange ist. In seinem Verlauf wurde es einmal Ereignis, daß ein Mensch ganz und ohne jeden Rest von Gott her und zu Gott hin lebte und dadurch für uns zu ewig zugänglicher Gegenwart und Wirkung wurde. Fragen wir ihn, wie das geschah, dann erwidert er: „Meine Speise ist, daß ich den Willen tue des, der mich gesandt hat. . . . Mein Vater wirket bisher, und ich wirke auch.“ Fragen wir ihn, wie es denn auch für uns Ereignis werden könne, so antwortet er: „Wie mich der Vater sendet, so sende ich euch.“